

Die Herstellung der Wirklichkeit

Balz Engler ist Literatur-Professor an der Uni Basel. Also ein Mann des Buchs. Kürzlich begleitete er beim TV DRS «Zeitgeist» einen Filmbeitrag. Von A bis Z, wie es sich für einen Professor gehört. Dabei hat er das Fernsehen auch von innen her kennengelernt. Hier seine kritischen Reflexionen zu einem flüchtigen Medium.

Prof. Balz Engler, RFGB-Verwaltung (Vorstand)

Einsichten, Aussichten

Immer wieder wurde ich gefragt: Was bringt einen Literatur-Professor dazu, eine Hospitantz beim Fernsehen zu machen? Es ist die Überzeugung, dass auch das Buch ein Medium ist. Als Medium ist es heute der Konkurrenz anderer Medien ausgesetzt und passt sich dieser Situation an. Spätestens seit Film, Radio und Fernsehen in unserem Jahrhundert so wichtig geworden sind, lässt sich deshalb auch über Bücher nicht mehr ernsthaft reden, ohne dass man sich einen Begriff von der Medien-Situation als Ganzes macht. Hinzu kommt, dass wir an der Universität Basel dabei sind, das Fach Kommunikations- und Medienwissenschaften aufzubauen. Da können, fand ich, Erfahrungen in der Praxis nichts schaden.

Ende Januar passierte ich als gewöhnlicher Fernsehzuschauer zum ersten Mal die Zutrittskontrolle am Leutschenbach; anfangs März verliess ich das Gebäude zum letzten Mal durch die Drehtür. Was habe ich in dieser Zeit gelernt? Meine Erfahrungen könnte ich in drei Sätzen zusammenfassen: Am Leutschenbach steht ein Treibhaus; das Fernsehen vermittelt Unmittelbarkeit; und: das Fernsehen ist eine Übergangserscheinung. Aber drei zusammenhanglose Sätze reichen wohl doch nicht aus.

Am Leutschenbach steht ein Treibhaus

Ein Treibhaus schliesst das, was innen ist, von aussen ab. Exotische, schöne eigenartige, auch stachelige Pflanzen gedeihen da, die draussen nicht zu überleben vermöchten. Anderes wieder kommt unter den streng kontrollierten klimatischen Bedingungen gar nicht auf.

Rasch wurde mir bewusst, welchen Zwängen die Arbeit beim Fernsehen ausgesetzt ist. Um nur einige zu nennen: Das Diktat des Bildes schränkt die möglichen Themen stark ein. Das Programm wird immer misstrauisch beobachtet und neuerdings höchsttrichterlich beurteilt. Es muss an allen Ecken und Enden gespart werden; mit weniger Geld soll ein aufwendigeres Programm gemacht werden, um vor wachsender Konkurrenz bestehen zu können. Die Strukturen sind verwirrend kompliziert - «historisch gewachsen»; die Gebiete, die von einzelnen Redaktionen bearbeitet werden, sind manchmal thematisch, manchmal von der Form her definiert, und wer worüber berichtet ist selten zum vornherein gegeben. Zudem ist das Fernsehen, aus technischen Gründen, unglaublich aufwendig, arbeitsteilig und entsprechend auf Planung angewiesen (ich habe versucht mir zu merken, wieviele Leute in irgendeiner Form an einem 15-minütigen Magazin-



Am Leutschenbach steht ein Treibhaus...

Beitrag beteiligt waren - ich kam auf etwa 25).

Ebenso wichtig scheint mir aber auch das Positive am Treibhaus. In ihm wachsen die Pflanzen schneller und werden grösser als draussen. Daran musste ich vor allem im Zusammenhang mit der Fichen-Affäre denken: Ich war beeindruckt, wie rasch, zupackend und grundsätzlich die Diskussion geführt und nach aussen getragen wurde - zu Leuten, die allzu gerne bereit wären, nicht nur neune gerad sein zu lassen.

Aber je grösser die Temperaturunterschiede gegenüber der Aussenwelt werden, desto stärker beschlagen sich auch die Fenster. Die Isolation führt dazu, dass man sich stark mit sich selbst beschäftigt und die eigenen Sorgen oft allzu leicht für die aller Bürger hält. Manchmal hat man Schwierigkeiten, mit Kritik umzugehen; ständig fühlt man sich unter Rechtfertigungsdruck.

Das liegt auch daran, dass man oft eine kompetente öffentliche Kritik vermisst. Was dies bedeutet, fiel mir in diesem Zusammenhang auf - im Anschluss an die Sendung, deren Entstehung ich mitverfolgte. Die Bekannten, die ich um ihre Kritik bat, äusserten

sich durchwegs nur zu den Meinungen, die sie zu erkennen glaubten, und nicht zu formalen Fragen; sie waren unfähig zu beurteilen, wie die Sendung gemacht war (und damit auch, wie ihnen Meinungen suggeriert werden könnten).

Das Fernsehen vermittelt Unmittelbarkeit

Dieses Beispiel spiegelt ein grundsätzlicheres Problem: Das Fernsehen gibt uns die Illusion, dabei zu sein. Aber es stellt in hohem Masse die Realität her, die es versucht abzubilden. Seine Grundlage lässt sich deshalb als Paradox formulieren: Das Fernsehen vermittelt Unmittelbarkeit

Dies lässt sich am Beispiel eines Magazinbeitrags illustrieren: Ob sich ein Thema eignet, hängt davon ab, ob es sich visuell bearbeiten lässt. Trifft das zu, so verfasst man ein erstes grobes Konzept. Man sucht sich schriftliche Quellen dazu, führt Gespräche, holt sich Filmmaterial aus dem Archiv, geht drehen. Man sieht sich die Bilder an; man verfeinert das Konzept. Beim Schneiden wird in einem sehr langwierigen Prozess - im Fall unserer Dokumentation zweieinhalb Tage für sechzehn Minuten - die Auswahl der Takes (aus etwa drei Stunden Filmmaterial) und ihre

Abfolge bestimmt. Der Ton des Ambiente und der Interviews wird festgelegt. Erst in einem nächsten Schritt wird im Tonstudio der Kommentar gesprochen, und dieser verstärkt zu einem guten Teil bloss die Assoziationen, welche die Bilder auslösen.

Schon beim Filmen bemerkt man, wie das Auftauchen der Kamera und des Mikrophons (erst recht mit Beleuchtung) immer gleich die Unmittelbarkeit zerstört, die sie einzufangen versuchen. Um den Eindruck der Unmittelbarkeit herstellen zu können, muss der Journalist deshalb immer zupacken, sein Gegenüber festhalten, ihm ein bisschen Gewalt antun. Beim Schneiden wird einem vollends bewusst, wie sehr hier Realität im besten Sinne des Worts konstruiert wird. Da werden Bilder und Aussagen ausgewählt und so auch gewichtet, aneinandergelagert und so auch inhaltlich verknüpft. Da wird Ton - Musik oder Geräusch - unterlegt und damit Stimmung geschaffen. Da werden Bilder und Aussagen kommentiert und so auch in ein bestimmtes Licht gerückt. Das ist bei allen

Medien so, aber am Schneidetisch fällt es besonders auf.

Wer aber meint, dies sei spezifisch für das Fernsehen, wer gar meint es könne anders sein, es gebe so etwas wie eine unschuldige Alternative dazu, versteht die Bedingungen des Mediums nicht. Und ich muss sagen: Ich war beeindruckt, mit welchem Verantwortungsbewusstsein die Journalisten, mit denen ich zu tun hatte, mit dem Problem umgingen.

Das Fernsehen ist eine Übergangserscheinung

Es besteht also eine ungeheure Diskrepanz zwischen der Art, wie Fernsehen produziert und wie es rezipiert wird. Auf der einen Seite wird minutiös Wirklichkeit konstruiert, auf der andern Seite besteht der Glaube, man habe direkten Zugang zu ihr. Diese Diskrepanz lässt sich verschieden interpretieren: Sie kann eine Zweiteilung der Welt verschärfen, zwi-

schen denen, die «Realität» produzieren und denen, die ihr Spiel nicht durchschauen und deshalb leicht manipuliert werden können - das ist die pessimistische Vision mancher Kulturkritiker.

Vieles deutet aber darauf hin, dass diese Sicht nicht zutrifft. Das wachsende Neben- und Durcheinander von Programmen (zwischen denen man auf Knopfdruck hin und her springen kann) stellt die dominante Rolle des Fernsehens als Zugang zur Wirklichkeit in Frage und lässt vielen auch die Vorläufigkeit der Bilder bewusst werden. Das Fernsehen wird immer mehr wie das Radio und bekommt eine beschränkte Funktion zugewiesen: Neue Programm-Konzeptionen mit ihrer Betonung der Aktualität zeigen diese bereits an. Das Fernsehen, zumindest das, welches wir heute kennen, ist danach auch bloss eine Übergangserscheinung.

Eine solche Entwicklung muss allerdings einer öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalt wie DRS schwer zusetzen: Es wird ja von ihr erwartet,

dass sie eine Art Dorfplatz der Nation anbietet. Dabei gerät sie immer mehr in die schwierige Lage, dass sie eine Gemeinsamkeit herstellen soll, die durch immer weniger anderes mehr aufrecht erhalten wird, und noch schlimmer: sie muss erleben, dass ihr Programm ausgerechnet an diesem Massstab gemessen wird. Das Resultat muss ein Programm des kleinsten gemeinsamen Nenners sein - ein Programm, das niemanden stört.

Man kann nur hoffen, dass die, welche das Sagen haben, die Gefahren dieser Situation einsehen und bereit sind, ein Fernsehen zuzulassen, das nicht bloss der Zahl der eingeschalteten Geräte huldigt (und dies mit demokratischer Tugend verwechselt), sondern ein Fernsehen, das zumindest zwei Bedingungen anerkennt: dass es verschiedene Arten des Publikums gibt (auch hier ist der Schutz von Minoritäten angesagt), vor allem aber, dass nicht nur die Zahl der Zuschauer, sondern auch die Qualität des Zuschauens wichtig ist.



Der Ordinarius als Hospitant: Professor Balz Engler von der Uni Basel (rechts) als teilnehmender Beobachter beim Schnitt eines Fernsehbeitrages

Der Professor als Schnupperlehrling

«Der Guru ist tot. Es jubeln seine Jünger». Dies ist der Titel einer «Zeitgeist»-Dokumentation des Schweizer Fernsehens DRS. Das Team um Redaktionsleiter Hans Vögeli arbeitete im Februar und März an diesem Magazinbeitrag über den Tod Baghwans. Wie immer? Nicht ganz: ein Gast arbeitete mit, war überall dabei, redete mit sah hinter Kamera und Kulissen. Professor Balz Engler, 46jähriger Ordinarius für Englische Philologie an der Universität Basel und Vorstandsmitglied der Radio- und Fernsehgenossenschaft Basel (RFGB) absolviert in der Abteilung «Kultur und Gesellschaft» (zu der die «Zeitgeist»-Redaktion gehört) eine mehrwöchige Hospitantz. Ein Ordinarius als Schnupperlehrling? «Ja doch», meint der Herr Professor, «warum denn nicht». Die

offene Tür, der bedingungslose Einblick, die Integration - all das hat ihn beeindruckt. Auch das Fernsehen profitierte vom prominenten Hospitanten. Alex Bänninger, als Abteilungsleiter Englers Gastgeber: «Von der Hospitantz Prof. Balz Englers hat auch die Abteilung Kultur und Gesellschaft profitiert. Wir wurden mit kritischen Fragen zu unserem Programm-Verständnis konfrontiert. Das führte zu anregenden Diskussionen, die uns gezwungen haben, unsere Standpunkte zu überprüfen. Wir haben dies deshalb als besonders interessant und wertvoll empfunden, weil Prof. Engler zum kenntnisreichen Kollegen wurde, ohne jedoch bereits betriebsblind zu sein. Weitere Begegnungen solcher Art wären ein Gewinn.»